



Am Rand eines Naturschutzgebietes in Unterfranken ist Meierott dabei, Blütenpflanzen zu sichten

Sag mir, wo die Blumen sind

Text: Roland Schulz, Fotos: Ricardo Wiesinger, „Süddeutsche Zeitung Magazin“ 29/2025

Sein Leben lang hegte Lenz Meierott einen Traum: alle Bäume, Blumen, Kräuter Bayerns in einem Buch zu versammeln. Nun, nach über 50 Jahren, ist er mit seiner Volkszählung der Natur durch

Draußen, im Gelände, gewinnt sein Blick eine Schärfe, die so durchdringend ist, dass seine Familie einen Namen dafür suchte. Er geht langsam, die Augen auf den Boden geheftet, die Schätze dort sichtend. Wo andere nur Grün sehen, erblickt er Bedecksamer und Korbbblütler, was auf andere wie Kraut wirkt, scheidet er in Stein-, Finger- und Schaumkraut, wenn andere eine Brombeere erkennen, grübelt er, ob es eine grobe, gefurchte, gedrängtblütige oder doch eine dunkeldrüsig oder dünnrispige Brombeere ist. Sein Blick verrät ihn in solchen Momenten. Seine Frau, sein Sohn, seine Tochter wussten dann, dass sie Vater wieder mal verloren hatten. „Meine Familie“, sagt Lenz Meierott, „sagt dann: Jetzt hat er wieder seinen Bodendecker-Blick.“

Drinnen, in seinem Haus kurz hinter Würzburgs Stadtgrenze, wuchtet er das Werk auf den Tisch, das sein Blick vollenden half. Ein Buch, in vier Bänden. Es ist so schwer wie ein Kleinkind, knapp 14 Kilo. Wenn die Welt der Pflanzen eine Stadt wäre – dies wäre ihr Telefonbuch: Was blüht und wächst in Bayern, ist darin verzeichnet. Jede Art Blume, Kraut und Baum. „Die Flora von Bayern“, sagt Lenz Meierott und beginnt zu blättern.

Eine Flora – der Katalog der gesamten Pflanzenwelt eines Gebiets – ist in der Wissenschaft ein Ziel, das nur in jahrelanger Jagd, nur mit einiger Besessenheit zu erringen ist, wenn überhaupt. Die vorige Flora Bayerns erschien 1914. Eine Handvoll davor um 1848. Die erste 1789. Als Meierott und seine Mitstreiter sich dieses Ziel steckten, bekam er eine Botschaft von einem befreundeten Botaniker. Er bat Meierott, von dem Vorhaben abzulassen, er wisse doch, was ihn erwarte, schlaflose Nächte, tagtäglich Kämpfe mit Arten, Ämtern und Datensätzen, „Lenz“, schrieb er, „mach das nicht.“ Es war zu spät. Dieses Ziel lockte Meierott schon sein Leben lang.

Seite um Seite versenkt sich Meierott tiefer in seine Flora. Die Knöteriche! Nachtkerzen und Schwertlilien! Die Vielfalt der Löwenzähne! Sein Schwärmen, selbst für Unkraut, ist schrankenlos – eine Begeisterung, wie Kinder sie besitzen und Menschen, die welche geblieben sind, insgeheim. Meierott ist 83 Jahre alt. Sein Haar ist ergraut, am Hals hängt eine Lesebrille. In seiner Hüfte saß lange der Schmerz, bis er neue Gelenke bekam. Von Zeit zu Zeit über-

mannt seine Hände ein Zittern, er wagte noch nicht, es untersuchen zu lassen. Sein Gesicht strahlt die gelassene Ruhe eines Seniors aus, der in der Gewissheit lebt, noch gebraucht zu werden.

Das Klima ist dabei zu kippen. Ökosysteme schrumpfen. Arten sterben aus. Sein Wissen ist kostbar, mehr denn je.

Meierott ist auf dem Dorf groß geworden, in der Nähe von Nürnberg. Seine Mutter, Lehrerin, sein Vater, Lehrer, sahen zu, dass ihr einziges Kind die Musik lieben lernte, von klein auf. Klavier, mit sechs. Flöte, wenig später. Erwartungsgemäß hatte es der Sohn auf das Realgymnasium zu schaffen, eine der ehrwürdigsten Schulen Nürnbergs. Auch das Zweitziel erreichte er, das damalige Meistersinger-Konservatorium, ein Schritt zum Musikstudium. Lenz übte sich in Querflöte und Latein, buffelte Partituren und Analysis. Doch immer wenn es eine Freistunde erlaubte, stahl er sich in die Stadtbibliothek. Er verlor sich gern in der Weite ihrer Regale, bevorzugt bei den Nachschlagewerken. Er mochte die sonderbare Schönheit dieser Bücher, die alle Dinge beim Namen kannten und noch deren nichtigstes Detail zu erklären wussten. Es kostete ihn keine Mühe, an diesem Himmel seinen Leitstern auszumachen. „Der Hegi“, sagt er. Der Hegi?

Er stemmt sich hoch, verschwindet zwischen Stapeln von Kartons. Seine Funde. Er hortet boxenweise Brenneseln, säuberlich gepresst und getrocknet. Hunderte von Habichtskräutern. Etliche Tausend Exemplare Löwenzahn. Vor Kurzem vermachte er 25 000 solcher Herbarbelege der Botanischen Staatssammlung in München, aber ihr Abtransport hat sein Haus nicht sonderlich geleert. Als er aus den Tiefen seiner Bestände zurückkehrt, hat er ein abgegriffenes Buch in der Hand. Der Hegi. Um präzise zu sein, handelt es sich lediglich um Abschnitt A des zweiten Teils des Bandes IV der illustrierten Aufstellung der Pflanzen Mitteleuropas, herausgegeben von Gustav Hegi.

Warum dieses Werk den Schüler damals in Bann schlug, ist offensichtlich. Jede Seite übersetzt den Zauber des Grüns da draußen in Menschengsprache: Steinbrech trägt seine Bodenblätter steif bewimpert, Hopfen klettert auf Klimmhaar in die Höhe, Birnbaums Zweige sind – aber nur bei der mandelblättrigen Birne! – anfangs zottig. Keine

Trugdolde, keine Scheinähre, die im Hegi nicht zu ihren Ehren käme. Daneben, mit feiner Feder gezeichnet, Spross und Stängel, Kelch und Knospe, die Schösslinge, die Blütenstände, bis aufs Stempelstück aufgeschlüsselt – der volle Zyklus des Wachsens, Blühens und Vergehens, das Leben an sich, Pflanze für Pflanze, abertausendfach. Andere Buben mochten Briefmarken sammeln. Meierott zog Blätter und Blüten vor. Die schönsten ihrer Art schrieb er sich ab, um ihre Merkmale in Ruhe zu memorieren. Er verbittet sich die Vermutung, ein Außenseiter gewesen zu sein. „Ich denke nicht, dass ich der Typ Sonderling war“, sagt er. „Ich war Schülersprecher. Das deutet darauf hin, dass ich nicht so ganz abseits stand.“

Außer seiner Flora hat Meierott auf dem Tisch Werkzeug ausgebreitet. Ein Binokular, das kleinste Blattstrukturen vergrößern kann. Einige der Tabellen, die Pflanzen in Zahlen, Sichtungen in Statistik verwandeln. Und, wichtig für Feldforscher wie Meierott – ein Bogen robustes Papier, zäh wie Pergament. Der Bogen sieht böse mitgenommen aus: eine Ecke geknickt, am Rand kleine Risse, das Papier voller Kerben. Am Falz, den Meierott mit Klebeband vor Zerfall schützen musste, vermerkte er das Gelände. Messtischblatt 5527. Das ist die Landschaft am Rande der Rhön. Felsflure. Buchenwälder. Magerrasen. Fantastische Flora dort. Seine Streifzüge führten Meierott im Frühling 2011 in diesen Sektor. In jenen Jahren schüttelte er die Lüge seines Lebens ab.

Nach dem Abitur ging Meierott nach München, an die Hochschule für Musik. Herausforderung suchend, entschloss er sich, zwei Fächer zu studieren, Querflöte und Schulmusik. Sein doppeltes Staatsexamen stellte den jungen Mann danach vor die Wahl. Er war als Flötist aufgetreten, hatte Radioaufnahmen eingespielt. Er war gut. Aber manchmal, in Stunden des Zweifels, fragte er sich, ob er gut genug war. Sollte er die Meisterklasse wagen? Den Schuldienst wählen? Er entschied sich richtig. Oder falsch? Manche Menschen meiden die Erinnerung an solche Wendepunkte. Meierott nicht. Er hält im Erzählen an Wegscheiden inne, und für einen Augenblick flackert die Möglichkeit einer anderen Entscheidung auf. Meierott ging in den Schuldienst. Er wurde nach Würzburg versetzt, und ein erfülltes Leben spann ihn ein. Er lernte eine Lehrerin kennen, Jutta, die Musik am Gymnasium unterrichtete, wie er. Sie heirateten. Sie bekamen einen Sohn, Florian, eine Tochter, Katharina. Sie sahen zu, dass die Kinder die Musik lieben lernten, von klein auf. Meierott hätte zufrieden sein können. Aber da war etwas, irgendwas war da, was fehlte.

Als Meierott den Bogen Papier aufaltet, breitet sich vor seinen Augen ein Buchstabensalat aus. Kürzel, Namen, Wortketten, alles auf Latein. Eine kopierte Aufstellung gängiger Arten, von Abies alba, der Weißtanne, bis Zannichellia palustris, dem Sumpf-Teichfaden. Draußen, im Gelände, dienen ihm Bögen wie dieser als Logbuch: Schritt für Schritt pflegt er jede Pflanze ein, die sein Blick schon verbucht hat – er kartiert, so nennt es seine Wissenschaft. „Der Anspruch ist, möglichst alles zu sehen“, sagt er. Ein kaum

erfüllbarer Anspruch, wie jeder weiß, der schon mal auf eine Wiese oder einen Waldrand schaute: das ganze Grünzeug da – erkannt, benannt, erfasst? Wer hat dieses Wissen, wer macht sich solche Mühe? „Ich denke, das hängt ein bisschen mit der Persönlichkeitsstruktur zusammen“, sagt Meierott.

Wenige Jahre nach seiner Verbeamtung bäumte sich Meierott zum ersten Mal auf. Er fühlte seine Fähigkeiten nicht ausgelastet. Also schrieb er sich erneut an der Universität ein, seinen Doktor machen. Er wählte die kleinen Flöten als Thema, eine gern vergessene Klasse urtümlicher Blasinstrumente. Mehrere Jahre graste Meierott in den Schulferien Archive und Museen ab, um Hand an längst verstummte Instrumente aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu legen. Er tauchte in alte Partituren ab, um etwa herauszuarbeiten, wie sich bei Sturm- und Gewitterszenen der französischen Oper die kleine Flöte von den Streichern löst, um in ihrer Klangfarbe den Wind zu schildern. Zusätzlich rückte er den Instrumenten mit Zahlen auf den Leib: Er tabellierte die klingende Länge von Querpfeifen und Kernspaltflöten, zählte Daumenlöchern aus drei Jahrhunderten den Durchmesser ab, vermaß die Anblaskante von Vogelflageoletts, auf den Millimeter genau. Das Ergebnis erschien 1974. Es war eine Arbeit der Extreme. Meierott, dieser Besessene, hatte die Schönheit der Musik mit Messdaten vermählt. Was waren in dieser Materialschlacht seine Ausgangsfragen? Er stutzt. In seiner Welt hat Wissensdurst keinen Anlass nötig. Er überlegt. „Welche kleine Flöte der gute Mozart benutzt hat“, sagt er.

Meierott lässt seine Hände über den zerzausten Beobachtungsbogen fahren wie durch ein Fell. Jedes der Kürzel, die er auf seinen Streifzügen ins Papier kerbte, steht für eine Sichtung, ein Stück Natur, ein Mal Leben. Wenn es nur nicht so beschwerlich zu zählen wäre. Alles wächst, alles blüht, alles vergeht. Aber in Wellen. Pflanzen wie Märzenbecher und Waldmeister blühen früh im Jahr, Rainfarn und Wegwarte spät. Pflichtschuldigen Kartierern wie Meierott verlangt das ständige Bereitschaft ab. Er muss Orte mehrmals begehen, um sie zu kartieren, „zu Frühlings-, Sommer- und Herbstzeiten. So kann man eine Modellrechnung aufmachen, wie viel Zeit, wie viel Arbeit das erfordert“, sagt Meierott. Welches Ergebnis bringt diese Rechnung? Er weicht der Frage aus. Er weiß lieber nicht, wie viel Lebenszeit seine Leidenschaft kostete. „Da müssten Sie mal meine Frau fragen“, sagt er. Seine Frau ist nicht hier. Sie lebt eine gute Stunde Autofahrt entfernt. Die beiden führen eine Ehe, die im Lauf der Jahrzehnte lernte, auf Abstand zu achten.

Als Doktor ans Gymnasium zurückgekehrt, blieb Meierott nicht lange Lehrer. Die Hochschule für Musik in Würzburg bat ihn 1979, doch endlich dorthin zu kommen, wo er längst hingehörte, in die Wissenschaft. Meierott wurde Professor. Die nächsten drei Jahrzehnte diente er der Liebe zur Musik. Er lehrte. Er forschte. Er arbeitete an Schulbüchern. Er legte ein Standardwerk auf, das Lexikon der Flöte. Er grub alte Griffschriften aus, Noten also, die nicht die Töne, sondern die Saiten anzeigen, die auf Zupfinstrumenten wie



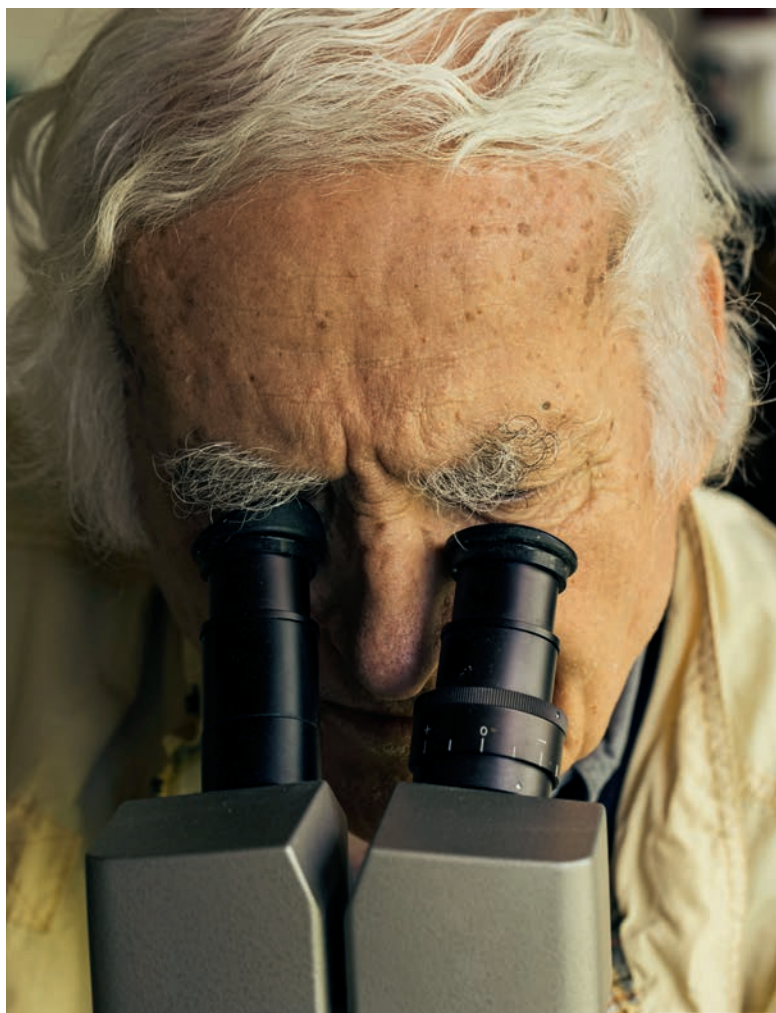
Gepresst und getrocknet dienen Blatt und Blüte als eine der Grundlagen einer Flora, die alle Pflanzen eines Gebiets auführt – wie dieser Herbarbeleg eines Löwenzahns



Eine Wand voll Wissen:
In seinem Studierzimmer hat
Meierott eine Fülle botanischer
Fachbücher versammelt



Im Licht der Linsen: Um schwer zu unterscheidende Arten zu bestimmen, blickt Meierott durch ein Binokular, das kleinste Blattstrukturen vergrößert



der Laute zu greifen sind. Eines blieb wie früher. Wenn es die Arbeit erlaubte, schlich er sich fort. Es ist nicht einfach, mit ihm darüber zu reden. Er möchte keinesfalls den Eindruck erwecken, er könnte seine Pflichten als Professor vernachlässigt, die Liebe zur Musik betrogen haben. Es fing mit Nichtigkeiten an, ein Stündchen im Grünen hier, ein Stündchen im Grünen da. Als Folge zog es ihn auf längere Spritztouren, und bald brauchten ihm seine Frau, sein Sohn, seine Tochter nur in die Augen zu schauen, um zu wissen, dass er einen Geländegang als Familienausflug getarnt hatte. Sein Blick hatte sich inzwischen so weit geschärft, dass er nicht mal kurz zur Bank fahren konnte, ohne in den Fugen der Pflastersteine einen prächtigen Fund zu erspähen. Schließlich eskalierte die Situation. Es kam zu Schriftgut. „Na ja“, sagt er, „so Notizen zur Phanerogamen-Flora Unterfrankens.“ Er untertreibt. Was er Notizen nennt, umfasste nicht nur gängige Phanerogame, sondern bald auch Blütenpflanzen, die nie ein Mensch zuvor beschrieben hatte – das botanische Gegenstück zur Erstbesteigung eines Berggipfels. Die ans Licht gebrachte Exis-

tenz von *Rubus latisedus* Meierott – der breitgesäßigen Haselblattbrombeere – und anderen Kleinarten half nicht gerade, sein fachfremdes Forschungsfieber geheim zu halten. Mit jeder Publikation trat sein Doppelleben stärker zu Tage. In den Augen der Außenwelt war er Prof. Dr. Meierott, der geschätzte Kenner von Laute und Flöte, der sein ganzes Leben der Musik gewidmet hatte. Aber in Wirklichkeit gab es noch eine geheime, eine größere Liebe, die sich über die Jahre Bahn brach – die Botanik.

Er stemmt sich vom Stuhl, einen seiner Schätze holen. Er bewahrt sie in Zeitungspapier, und deswegen ruht dieses Kleinod in einem dreißig Jahre alten Wirtschaftsteil. Er schlägt die Seiten auf, und da ist sie, eine der faszinierendsten Blumen, die er kennt – ein Löwenzahn. Die Gattung *Taraxacum* gedeiht so gut wie überall, pflanzt sich meistens ungeschlechtlich fort, bildet dank dieser Geschmeidigkeit unaufhörlich neue Unterarten aus. Das sorgt für einen Zwiespalt, der Meierott fesselt: Erkennen können Löwenzahn schon Kinder – die Pustebume! Es existiert aber nicht die eine Pustebume. Auf der Erde wachsen mehr

als 2500 Arten Löwenzähne. Allein in Bayern sind 231 Arten gemeldet, eine Zahl, die Meierott als zu gering erachtet, „könnten 350 sein“, sagt er. Er bettet die Stängel unter die Linsen seines Binokulars. Im Licht der Vergrößerung schälen sich Strukturen heraus. Blätter geben die zierliche Gestalt ihrer Seitenlappen preis, die Blüte die Pracht ihrer Griffeläste. Sobald sie das Auge ganz ausfüllen, wirken sie wie ein atemberaubendes Kunstwerk.

Fragt er sich manchmal, was sie gemeinsam haben, die Musik, die Botanik? „So ein gewisses verbindendes Element ...“, sagt er und dann lange nichts. „Musik und Botanik“, sagt er schließlich, „haben mit Ästhetik zu tun.“ Die fliegenden Töne eines Septakkords. Die nickende Blüte eines Schneeglöckchens. Beides Beweis, wie viel Schönheit in der Welt zu Hause ist. Seine Gedanken sind nun im Galopp, „der gute Linné“, sagt er, Carl von Linné im Sinn, den Begründer der modernen Botanik, „der gute Linné hat ja gesagt, Botanik ist die *sciencia amabilis*, die liebenswerte Wissenschaft.“ Meierotts Ausdrucksweise ist bemerkenswert. Wissenschaft, aber auch Kultur bedeuten, auf den Schultern von Riesen zu stehen – allen, die im Fragen, im Suchen vorausgegangen sind. Die Art, wie Meierott über diese Ahnen spricht, weckt den Anschein, als wären sie – der gute Mozart, die gute Curie, der gute Linné – nie gestorben, sondern könnten jederzeit aus seiner Küche treten, um in seine Wissbegierde einzustimmen. „Man will tiefer und gründlicher eintauchen“, sagt er. „Immer tiefer in die Kenntnis.“ Er gefällt sich im Gedanken, in diesen Sog irgendwie hineingeraten zu sein. „Dann kam“ – so schildert er den Schritt, auch seiner Liebe zur Botanik zu folgen – „vielleicht eine der Entscheidungen, die irgendwie zu Wegen führte, die dann doch fast ein bissl grenzwertig waren.“ Seine Wissbegierde strömte einem Ziel zu. „Ich hatte den wüsten Gedanken, eine Flora zu schreiben.“

Zu jener Zeit, um die Jahrtausendwende, erkannte die Wissenschaft eine Dynamik, die alles Leben auf der Erde berührt: Der Reichtum der Arten nimmt ab, und das in vielen Gebieten drastisch – aus manchen Flüssen sind drei Viertel des Lebens verschwunden, das sie noch fünfzig Jahre zuvor speisten. Ursache des Schwunds ist der Mensch. Unsere Landwirtschaft, unsere Straßen, Gebäude und Städte, unser Verbrauch von Wasser, Boden, Rohstoffen hat mehr als die Hälfte aller Landflächen in Beschlag genommen. Die Auswirkungen sind deutlich messbar: Amphibien, Vögel, Insekten, aber auch Farne oder Korbblütler werden weniger, in ihrer Vielfalt, in ihrer Anzahl. Im Schnitt sind die weltweiten Bestände von Fischen oder Vögeln binnen weniger Jahrzehnte um mehr als zwei Drittel geschrumpft. In der Natur ist ein Massensterben im Gange, in rasendem Tempo. Vor allem in den Tropen verliert die Erde Arten schneller, als sie erforscht werden können. Die Wissenschaft vergleicht diesen Sachverhalt so: Die Menschheit brennt eine Bibliothek nieder, ohne zu wissen, welche Titel, welchen Inhalt die Bücher darin besitzen. In dieser Lage war Meierott mit seinem Vorhaben einer Flora – einer Volkszählung, nur in der Natur – der richtige Mann zur richtigen Zeit.

Er fing klein an. Er steckte ein Gelände von 3000 Quadratkilometern ab, das ein Mittelgebirge, ausgedehnte Wälder, Ackerflächen und Grünland umfasste – die Haßberge und das ihnen vorgelagerte Grabfeld, im Norden Bayerns gelegen. Diese Jagdgründe spaltete er, amtlichen Karten folgend, in Aberhunderte Sektoren auf. Dann schwärmte er aus. Sein Ziel: jede Nische aufsuchen, in der Leben ist. Wald. Forst. Waldsäume. Meierott zählt die Habitate auf wie eine Litanei seiner Heiligen, „ich brauche Wirtschaftswiesen, ich brauche Magerwiesen. Ich brauche Feuchtwiesen. Ich brauche Sumpfwiesen. Moore, falls sie da sind. Teiche. Gewässer. Seen. Zusätzlich Sonderstandorte. Bahntrassen. Friedhöfe. Erddeponien. Schutzplätze.“ Sektor für Sektor kartierte sich Meierott durch diese Habitate. Wenn er draußen, im Gelände, fertig war, ging es drinnen weiter, vor Binokular und Beobachtungsbögen. Er schenkte jedem Kraut, das er gesichtet und ins Papier gekerbt hatte, eine Kennziffer, verlieh jeder Blume, die er im Licht der Linsen bestimmte, eine Nummer. Es dauerte, aber über Monate, über Jahre hinweg gab Meierott der Schönheit da draußen eine neue Gestalt. Er pocht auf ein Blatt Papier, das er bislang zurückgehalten hat: Zahl an Zahl, Spalte auf Spalte. So sehen Pflanzen aus, wenn sie zu Datenpunkten werden. In dieser Form offenbaren sie Geheimnisse, die sonst verborgen bleiben. Alle Wuchsorte einer Art. Die Dichte einzelner Populationen. Aufstieg oder Niedergang ganzer Sippen. Im Jahr 2008 – Meierott war kurz zuvor in Pension gegangen – veröffentlichte er seine Flora der Haßberge und des Grabfelds. Sie zählte mehr als eine halbe Million solcher Datenpunkte. Meierott war zufrieden. Die Fingerübung war geglückt. Er war jetzt bereit für eine Flora, die nicht bloß ein Eckchen, sondern die komplette Fläche Bayerns kartierte.

„Wollen wir?“, fragt Meierott. Seine Hüftschmerzen haben ihm das Gelände vergällt, aber nun, nach einer Operation, marschiert er wieder. Er hat ein paar schöne Flecken vorgeschlagen, die aufzusuchen sich lohnen könnten. Er tritt vor die Tür, ein Tag voll Licht und Sonne. Das Grün um sein Haus steht in Fülle. Sein Garten hat schon lange keine Schere mehr gesehen, was keine Missachtung, sondern ein Zeichen klarer Prioritäten ist. „Mein Garten ist Bayern“, sagt Meierott. Er packt ein Paar Krücken in den Kofferraum, und dann geht es hinaus.

Auch ein Arbeitstier wie er, das war Meierott klar, konnte eine Flora Bayerns niemals allein schultern. Er musste eine Gruppe von Gleichgesinnten zusammentrommeln, die ebenfalls Feuer und Flamme für Gefäßpflanzen waren. Bayern ist dankbarer Boden dafür. Die Regensburgische Botanische Gesellschaft ist die älteste noch bestehende der Welt, zur Zeit der Französischen Revolution gegründet, 1790. Der Bayerischen Botanischen Gesellschaft, 1890 gegründet, gehören einige der schönsten Ecken des Landes, wie ein Großteil der Garchinger Heide. In dem Umfeld war Meierott nicht das einzige Unikum. Früh hatte er Kontakt zu anderen Kartierern gesucht, stand im Austausch mit Arbeitskreisen bis ins Allgäu. Sein Adressbuch füllten aber

auch Solitäre, die sich allein den Veilchen oder den Sommerwurzeln verschrieben hatten. Einen Seelenbruder fand er in Wolfgang Lippert, einem schnauzbärtigen Münchner seines Alters, der schwierig zu unterscheidende Gattungen wie Frauenmäntel aufschlüsselte wie kein Zweiter. 2011 riefen Lippert und Meierott eine Arbeitsgemeinschaft ins Leben. Sie sollte Bayern bis 2014 – zum 100. Jahrestag der jüngsten Flora von 1914 – eine neue beschreiben.

Auf der Fahrt ins Grüne spielt Meierott seine Überlegenheit sachte aus. Die Scharen goldgelber Blüten, die sich am Straßenrand zur Sonne strecken? Nein, kein Raps – es sind Zackenschötchen, glatte Zackenschötchen. Meierott gibt acht, die botanische Neugier anderer nicht versehentlich mit seinem Sachverstand zu planieren. Er hegt die Hoffnung, Neulinge mit seiner Sicht auf die Schönheit da draußen anzustecken. Einmal, lange her, brachte er seine Tochter mit auf Exkursion. Sie war noch klein. Begeistert beobachtete Meierott, wie genau, wie geduldig sie Blüten in Blick nahm. Doch danach sagte sie, sie werde nicht noch mal mitgehen, so viele Stunden, keine Brotzeit. Meierott ist niemand, der im Gelände eine Stärkung bräuchte. Bis heute treibt ihn um, ob der Botanik ein gutes Auge verloren ging,

weil es an einem Butterbrot mangelte. Seine Tochter Katharina ist Geigenbaumeisterin geworden. Auch seinen Sohn – den Violinisten Florian Meierott – heimste die Musik ein.

Die Arbeitsgemeinschaft schritt sofort ans Werk. Sie zählte rund 200 Menschen, alles botanische Autoritäten, auch wenn sie im Brotberuf Handwerker oder Hausfrauen waren. Sie legten ein Wiki an, ein offenes Lexikon im Internet. Sie erstellten Kartierhilfen, zapften Datenbanken an, pflöpten das Projekt auf Strukturen auf, die schon der Wissenschaft dienten, wie digitale Informationsknoten. Aber vor allem steuerten sie zahllose Streifzüge, die ein Bayern abliefen, das kaum jemand kennt, das Bayern, wie Gras und Kraut es gliedern – den Moränengürtel am Fuß der Alpen, das Molassehügelland bis zur Donau, die mainfränkischen Platten, die Grenzgebirge Ostbayerns, den Mittelstock der Alpen. So gingen die Jahre ins Land. Sie würden es keinesfalls bis 2014 schaffen, so viel war sicher. Lippert und Meierott weigerten sich, diese Niederlage ohne Gegenwehr hinzunehmen. Sie stellten zum 100. Jahrestag eine Liste ins Internet, die alle bisher in Bayern festgestellten Blütenpflanzen benannte, plus die Farne. Das Dokument besaß über 200 Seiten, in Schriftgröße fünf. Das war beachtlich, angesichts der Natur aber ein Nichts. Die Arbeitsgemeinschaft, der Triebfeder des Jubiläums beraubt, fuhr zu kartieren fort, so gut es ging. Dann, 2018, starb Wolfgang Lippert. Er war 80. Schwer, mit Meierott darüber zu sprechen. Seine Stimme stockt. Meierott ist kein Mann, der offen zu weinen wagt, vor Fremden gleich gar nicht. Als er die Tränen gebändigt hat, sagt er: „Sehr bedauerlich.“ Stille. „Aber so ist das Leben.“ Alles wächst. Alles blüht. Alles vergeht.

Als das Auto den Asphalt hinter sich lässt und in einen Feldweg einbiegt, lässt Meierott das Fenster herunter. Es dauert nicht lange, und er ruft die ersten Arten aus. „Eine Rubus!“, ruft er über das Rumpeln des Wagens hinweg, „Rubus armeniacus.“ Die Gartenbrombeere. Und dort, eine Zitterpappel, und da, wieder Zackenschötchen, eine Blütenbeschau in voller Fahrt. Menschen, die anders sehen, können sich kaum vorstellen, wie ein Botaniker von Meierotts Schlag auf die Welt blickt. Er war einmal auf Reisen, in der Südsee. Ein Unbehagen beschlich ihn, eine Unruhe, spürbar. Es wollte sich keine Erholung einstellen. Er wusste, warum. Sein Blick war weg. Er kannte keine Gattung, konnte kaum ein Grün in dessen Familie einordnen. In diesem Gelände war er blind. „War mir unheimlich“, sagt er. Aber hier, das ist sein Boden, seine Heimat. Sie macht ihn sehend.

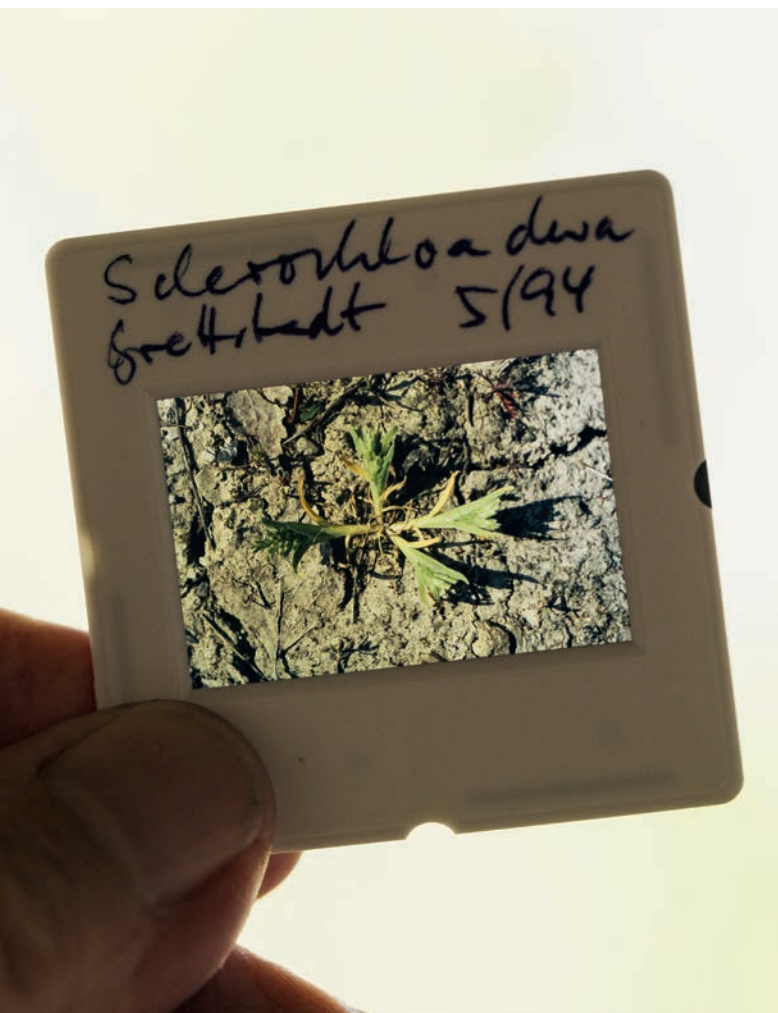
In der Trauer um Lippert überarbeitete Meierott die Artenliste, die er mit ihm abgefasst hatte. In den Datenbanken der Arbeitsgemeinschaft waren so viele Datenpunkte aufgelaufen, dass Analysten nach statistischen Artefakten suchen konnten: Am Stadtrand von Bamberg etwa schienen sich auf den flüchtigen Blick Arten zu ballen – auf kaum einem Quadratkilometer waren mehr als tausend Pflanzensippen erfasst. Diese Fülle in einem Areal voll Bahntrassen und Industrieflächen wies aber nicht auf tropischen Artenreichtum hin, sondern auf die Ausdauer der Kartierer dort:



Stapel alter Zeitungen und Bücher finden sich in Meierotts Haus überall: In den Zeitungen schlummern Herbarbelege, in den Büchern Wissen



Ein prächtiges Exemplar eines Blutroten Storchschnabels, den Meierott unterwegs ausgemacht hat



Vor dreißig Jahren fertigte Meierott noch Dia-Aufnahmen seiner Sichtungen an. Inzwischen fotografiert er mit einer Digitalkamera

Über die Jahre hatten sie so viele Sichtungen in die Datenbanken gespeist, dass die Schotterwüsten eines Bahnhofs wie ein Biotop wirkten. Auch das Gegenteil gab es: Gegenden ohne Gänseblümchen – ein Hinweis, dass sie kaum kartiert waren. Solche weißen Flecken waren für eine Flora ein Problem. Die Lücken mussten gefüllt werden.

Ein Höllenjob, erst recht als Ehrenamt. Es gab kein Geld, kaum Hilfe, keine Spesen. Meierott opferte sich auf. Ein Einsatzmittel stand ihm zu. Bayerns Behörden stellten ihm einen Passierschein aus: freie Fahrt auf allen Straßen, von der Autobahn bis zum Almpfad. Die Auflage war, bitte keinesfalls am Wochenende zu kartieren. Ein weißhaariger Professor, der im Kleinwagen über gesperrte Wanderwege ins Landschaftsschutzgebiet prescht, weil er Süßgräsern auf der Spur ist, wäre Ausflüglern schwer zu erklären gewesen. Meierott hütet schöne Erinnerungen an diese Zeit. Morgens ein Blick aufs Messtischblatt. Abends die Funde in Zeitung schlagen. Ständig im Gelände, tagein, tagaus. Fünf Jahre fuhr er Bayern ab. Dann war er durch. Die letzte

Lücke, geschlossen. Nun wartete nur noch eine Hürde.

Der Weg schraubt sich Weinberge empor, eine Kurve, da ist es. Meierott stemmt sich aus dem Auto, sachte, seine Hüfte. Über ihm hebt sich ein schmaler Hang, der verwahrlost aussieht. Überall Staub und Stein. Spärliches Grün. Einer seiner Lieblingsplätze. Südhang. Kaum Wasser. Aufgebrochener Boden, alles Muschelkalk. Eine Sonne, die von früh bis spät auf ihn einprügelt. Was hier wachsen will, muss hart im Nehmen sein. Meierott, auf seine Krücken pfeifend, kraxelt ein Stück Hang hinauf. Er deutet auf ein krautiges Etwas, kaum handhoch. Behutsam klemmt er ein Blatt zwischen die Finger, zeigt die dunklen Stellen darauf. „Hieracium maculatum“, sagt er. Geflecktes Habichtskraut. Schnell hat er fünf Unterarten Kleiner Habichtskräuter ausgemacht, eine berüchtigt schwer zu bestimmende Gattung. Für solche Augenblicke lebt er.

Als die Jahrzehnte an Vorarbeiten abgeschlossen waren, stand die Hauptaufgabe an. Ein Kraut zu erspähen, eine Blume zu erkennen, einen Baum zu bestimmen ist für Menschen wie Meierott ein Kinderspiel. Aber nun verlangte die Wissenschaft, jede Art in Worte zu kleiden – sind die Blattspreiten fiederschnittig oder breitlanzettlich? Doldenstrahlen kahl oder kurzborstlich behaart? Deckspelze geziert von Grannen, und wenn ja, von gekrümmten, geknieten, gedrehten Grannen? Außer so einem Steckbrief benötigte jede Art eine Karte, die alle Wuchsorte anzeigte. Auch ihre Daten mussten verknüpft, ihre Herbarbelege angeführt werden. Taxonomische Nummer. Lateinischer Name. Fotos noch. Kein Wunder, dass Meierott und die wenigen Mitstreiter, die diesen Marathon bis hierhin durchgehalten hatten, die Abgabe der Flora immer wieder aufschieben mussten, Anfang 2023, Herbst 2023, Frühjahr 2024. Am Ende waren sie zu dritt: Andreas Fleischmann, Kurator der Botanischen Staatssammlung München, Marcel Ruff, Ökologe und Datenanalyst, und Meierott, Musikprofessor. Die letzten Monate lebten die Männer wie Mönche, allein einer Aufgabe dienend: Fleischmann und Ruff, die noch ein Leben zu führen hatten, arbeiteten abends und nachts, ihre Fortschritte am Morgen an Meierott übermittelnd, der Frührschicht und Tagdienst übernahm, bis ihm der Abend die Ablösung brachte. So pflügten sie durch 16 Millionen von Datenpunkten. Meierott drang darauf, nicht nachzulassen. Alles wächst. Alles blüht. Alles vergeht. Er wollte dieses Werk vor sich liegen sehen, zu Lebzeiten noch.

Am 26. Oktober 2024 stieg Meierott die Stufen zu den heiligen Hallen hinauf, in denen er in einem anderen Leben studiert hätte. Seine Frau begleitete ihn, sein Sohn, ein Festakt, denn es war vollbracht: In der Botanischen Staatssammlung lagen die ersten Exemplare der neuen Flora von Bayern aus. Die geladenen Gäste feierten ein Jahrhundertwerk und den Umstand, dass es jetzt, im Augenblick der Vollendung, überholt war. Die Botanik ist, wie jede Wissenschaft, erbarmungslos ehrlich. Irgendwo da draußen im Gelände hatte inzwischen, nur noch nicht bemerkt, eine weitere Art in Bayern Fuß gefasst, war der letzte Wuchsort einer anderen erloschen. „Die einzige Konstante“ – so lau-

tet der zentrale Satz der Flora – „ist der stete Wandel.“ Der allseits gefeierte Meierott hatte fünfzig Jahre seines Lebens für die Vollendung von etwas aufgewandt, was die Wissenschaft ein „Projekt in Permanenz“ getauft hat: Eine Flora kann kein Ende finden, es kann keines geben.

Es ist spät geworden. Zurück zu Hause öffnet Meierott einen Frankenwein. Seine Hände zittern so stark, dass er den Bocksbeutel mit beiden Händen greifen muss, um einzuschenken. An anderen Tagen hätte er das zu verheimlichen versucht. Aber heute, nach dem Gang ins Gelände, ist ihm gleich, wie gebrechlich er wirkt. „Natürlich ist eine Flora nie zu Ende“, sagt er. Sie soll anspornen, Neugier

→ Aus Zufall stolperte ich im Herbst 2024 in den Festakt für ein besonderes Buch: In München feierten Botanikerinnen und Botaniker die neue „Flora von Bayern“ mit Festvorträgen, unter anderem über Straßenbegleitgrün, was mich interessiert hatte – aber schnell keine Rolle mehr spielte. Zu kühn, zu schön klang die Geschichte von der Entstehung dieses Werkes, das auf Schwerlast-Paletten neben dem Hörsaal der Botanischen Staatssammlung aufgetürmt war: 2880 Seiten lang, knapp 14 Kilo schwer – und jede Blume, jedes Kraut, jeder Baum in Bayern darin verzeichnet. Ich kaufte mir so ein Mordstrumm.

Im Lesen fesselte mich dann die liebevolle Sorgfalt, mit der hier daran gearbeitet wurde, alles Grün da draußen in Worte zu kleiden. Wer schreibt so was? Ich erfuhr: ein Musikprofessor aus Unterfranken vor allem, eigentlich Spezialist für Flöte und Laute, der diesem Werk fünfzig Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Also besuchte ich diesen Lenz Meierott, erst allein, dann zusammen mit dem Fotografen Ricardo Wiesinger. Wir lernten einen Menschen kennen, der vom Wunsch beseelt ist, wissen zu wollen – dieses Wissen aber nicht hütet, sondern freimütig weitergibt, weil er im Leben eines erfahren hat: Wissen ist nur dann Wissen, wenn es geteilt wird.

säen, Wissen weiterreichen. „Wissen“, sagt er, „ist nur dann Wissen, wenn es geteilt wird.“ Und, hat er eine Lieblingspflanze? Die Frage hat er befürchtet. Seine Flora hat 2880 Seiten, sie weist 4778 Arten nach, in 5886 Sippen – wie soll er eine einzige herausgreifen? Aber Fragen konnte er noch nie ohne Antwort lassen. Er denkt nach. „Cicendia“, sagt er dann, „Cicendia filiformis.“ Ein Enzian. Kaum eine Fingerkuppe groß. Kommt in Bayern nur noch an einer einzigen Stelle vor. Er besucht sie regelmäßig. Ab und zu muss sich der gute Meierott vergewissern, dass seine vom Aussterben bedrohte Art noch am Leben ist.



Text: Roland Schulz, geboren 1976, ist Absolvent der Deutschen Journalistenschule. Er schreibt als Reporter für das „Süddeutsche Zeitung Magazin“. Seine Reportagen wurden mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Reporterpreis, dem Hansel-Mieth- und dem Theodor-Wolff-Preis.



Fotos: Ricardo Wiesinger ist Portrait- und Dokumentarfotograf, mit Sitz in Frankfurt am Main. In Hannover studierte er Fotojournalismus und Dokumentarfotografie. Seitdem arbeitet er regelmäßig unter anderem für „Die Zeit“, „Süddeutsche Zeitung Magazin“ und „Capital“.

© Dirk Bruniacki